

Barbara Bierach

# Lügenmauer

Irland-Krimi

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.list-taschenbuch.de](http://www.list-taschenbuch.de)



Originalausgabe im List Taschenbuch  
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

1. Auflage Juli 2016

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Getty Images / Anne Logue Photography

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der ITC Slimbach Std. Book

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-61306-2

*»We ought to have as great a regard for religion as we can, so as to keep it out of as many things as possible.«*

*Sean O'Casey, »The Plough and the Stars«*

# Die Scheune

Oktober 1964

Sie kniff die Augen zusammen, im Zwielflicht des dunklen Schuppens konnte sie kaum etwas erkennen. Den Kopf in den Nacken gelegt, suchten ihre Augen die bis unter die hohe Scheunendecke gestapelten Heuballen ab. »Dixie, wo bist du?« In diesem Licht konnte sie die wie Schatten vorbeigleitenden Katzen kaum sehen. Nur Ginger, ein feuerroter dicker Kater, machte sich nicht die Mühe, sich zu verstecken, sondern hockte gelassen oben im Gebälk. Mit grünen Augen starrte er ihr spöttisch ins Gesicht.

»Du hast gut lachen!«, rief sie ihm zu, »dir droht ja auch keine Gefahr, obwohl du dauernd neue Kätzchen machst!« Von Dixie jedoch keine Spur, vielleicht hatte sie sich auch in die Ställe verdrückt, um zu werfen und ihre Babys zu verstecken. Wusste die Katze doch aus trauriger Erfahrung, dass sie ihre Kinder verlor, wenn die Menschen sie fanden.

Sie war 25 Jahre alt, ihr dickes, schwer zu bändigendes kupferfarbenes Haar hatte sie mühsam zu einem Knoten tief in ihrem Nacken gedreht. Dauernd drohten die Haarspangen herauszuspringen und die wilde Pracht freizulassen. Sie wusste, dass ihrer Mutter dieses »Hexenhaar« ein Dorn im Auge war, und schob nervös eine vorwitzige

Strähne hinters Ohr. Es war Samstag, trotzdem trug sie ihr bestes Kleid, das sonst dem Kirchgang am Sonntag vorbehalten war. Heute sollte Besuch kommen, und ihre Mutter hatte darauf bestanden, dass sie sich feilmachte. Doch weil der Hof vom Herbstregen eine einzige schlammige Pfütze war, steckten ihre schlanken Beine unter dem weit abstehenden Petticoat in ihren alten, grünen, kotverschmierten Gummistiefeln. Vor dem Nachmittagstee war sie vom Herrenhaus noch schnell in die Scheune gerannt, um nach ihrer geliebten, hochschwangeren Dixie zu fahnden. Verflixt! In dem Dämmerlicht konnte sie wirklich nicht viel sehen. Vorsichtig stieg sie eine Leiter hoch, die gegen den Zwischenbalken im Heu gelehnt war, und lockte:

»Dixie, Dixie, Dixie ... Wo ist denn meine Kleine?« Dabei war sie sich gar nicht sicher, ob sie Dixie und ihre Kätzchen überhaupt finden wollte. Musste sie die kleinen Körper dann doch in einen alten Sack packen, einen schweren Stein dazuladen und von der Mole aus ins Meer werfen. Unwillkürlich schüttelte sie sich bei dem Gedanken.

Dass das Scheunentor ein wenig weiter aufgedrückt wurde, fiel ihr in dem Dämmerlicht gar nicht auf. Ihn bemerkte sie erst, als er am unteren Ende der Leiter stand und auf ihre Beine starrte. Sie spürte seinen Blick, drehte sich oben auf ihrer Leiter halb um, sah nach unten und presste unwillkürlich den Rock schützend an ihre Beine.

»Ich wusste nicht, dass Sie schon da sind!«

»Na, willst du nicht herunterkommen? Der Tee ist sicher gleich fertig.«

Er macht seine Stimme absichtlich dunkel, dachte sie. Damit er ehrlicher wirkt, älter und seriöser. Kein Wunder, in seinem Job! Entschlossen drehte sie sich zur Leiter zu-

rück und stieg in die Scheune hinunter. Nun stand sie vor ihm, sein schon dicklicher Bauch in dem schwarzen Hemd nur Zentimeter von ihrer Brust entfernt. Er war zehn Jahre älter als sie und einen guten Kopf größer.

Sie hob den Kopf, und als ihr Blick auf den seinen traf, sah sie wieder dieses seltsame Lächeln in seinem Gesicht, das er bei seinen Besuchen regelmäßig für sie reservierte. So, als wisse er etwas über sie, das sie selbst noch gar nicht erfahren hatte. Sie trat einen Schritt zurück, um seinem Atem auszuweichen. So viel Nähe war ihr unangenehm. Sie wollte schon zum Haus zurückgehen, doch plötzlich kam er noch einen halben Schritt näher und stieß sie überraschend grob vor die Brust. Sie taumelte rückwärts und landete auf einem Heuballen, den einer der Knechte schon für die abendliche Fütterung des Viehs heruntergezogen haben musste. Bevor sie sich fangen konnte, lag er schon halb auf ihr, eine Hand unter ihrem Rock, sein Atem heiß an ihrem Nacken.

»Nein, bitte nicht!«, wisperte sie, da spürte sie schon, wie er ihr mit einem Ruck das Höschen vom Hintern riss.

»Du sagst nein? Zu mir?« Da musste er fast lachen.

Sie presste die Beine zusammen und überlegte, ob sie schreien sollte. Doch wem würden sie glauben? Würden sie nicht alle denken, dass sie ihn angemacht und dann Angst bekommen hatte, als es ernst wurde? Er nahm ihr die Entscheidung ab:

»Wenn du auch nur einen Mucks von dir gibst, erzähle ich im ganzen Dorf, wie du dich mir an den Hals geworfen hast, du Schlampe!« Da sah sie nur noch die anklagenden Augen ihrer Mutter.

Während sein Unterleib rhythmisch in den ihren boxte, starrte sie an die Scheunendecke, ins Zwielflicht. Da oben

ist Gott, hieß es doch, dachte sie, warum verhindert der so etwas nicht? Doch da oben war nur der Kater.

Nicht mal die Hosen hatte er sich ganz ausgezogen. Nun grunzte er wie der Eber im Schweinestall ein paar Meter weiter, wenn er die Sauen bestieg. Ihr wurde schlecht. Draußen schrie eine Krähe wie um ihr Leben. Bald wird es dunkel sein. Es ist Teezeit, die warten im Haus bestimmt schon auf ihn!

Als er fertig war, stand er auf, packte ein loses Bündel Heu, wischte sich ab und zog die Hosen hoch. Mit Handrücken und Ärmel fuhr er sich roh über den Mund, wie um etwas Ekelhaftes loszuwerden:

»Dir wird sowieso keiner glauben. Aber wenn du auch nur ein Wort sagst, mache ich dich und deine Sippschaft im ganzen Landkreis unmöglich!« Dann ging er, schließlich wurde er zum Tee im Herrenhaus erwartet.

Als sie sich aufsetzte, lief ihr Blut über das Kinn und über die Innenseite des Schenkels, sie hatte sich die Unterlippe aufgebissen. Ginger saß immer noch auf seinem Balken.

# Fitzpatrick House

März 2005

Emma Vaughan stand am Fenster ihrer Küche und starrte in den frühmorgendlichen Regen. Fast schon halb acht, aber immer noch nicht richtig hell. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite in Doorly Park, reihte sich ein schmales Reihenhaus an das andere, jede Tür war in einer anderen Farbe gestrichen. Ein Regenbogen der guten Laune, der Himmel darüber jedoch war noch dunkelgrau wie geschmolzenes Blei, aus dem es Bindfäden regnete. Schon wieder ein dunkler, feuchter Tag. Der Winter wollte dieses Jahr im irischen Nordwesten überhaupt nicht aufhören. In manchen Fenstern war trotz des Sauwetters schon Licht: Sligo bereitete sich auf den Arbeitstag vor. Aus Emmas Kessel dampfte es, bald sollte das Wasser für den Tee kochen. Und ich dachte immer, das Wetter in New York ist mies – Blizzards im Winter und feucht-heiß im Sommer –, doch da kannte ich Sligo noch nicht, fuhr es Emma durch den Kopf. Ihr Gesicht verzog sich zu einem halben Grinsen, als sie an ihre Kindheit im East End zurückdachte. Da hatte sie noch Illusionen, und nicht nur über das Wetter! Als sie in die Gegenwart ihrer nüchtern-weißen Küche zurückkehrte und sich umdrehte, um den Tee aufzugießen, sagte Stevie:

»Was gibt es denn heute früh schon zu grinsen?« Er war 15, und für gewöhnlich grunzte er in Gegenwart seiner Mutter nur. Vermutlich müsste sie für einen freiwillig geäußerten Satz also dankbar sein, selbst wenn er unterschwellig aggressiv daherkam, besonders, wenn er sogar noch vor dem Frühstück formuliert wurde.

»Ich hab gerade daran gedacht, wie dusslig ich als Teenager war.« Emmas Worte waren noch nicht ganz heraus, da verdüsterte sich Stevies Gesicht. Oh, Mist, fuhr es Emma durch den Kopf, schon wieder alles falsch gemacht! Vermutlich denkt er jetzt, dass ich mich über ihn und seine pubertären Flausen lustig mache! Dabei war sie doch ganz ehrlich und hatte auf die ihr sonst eigene Ironie völlig verzichtet. Doch zu spät, Stevie zog sich schon wieder hinter sein Schlechte-Laune-lass-mich-in-Ruhe-Gesicht zurück.

Die Trennung von seinem Vater Paul lag zwar schon lange zurück, aber ganz vergeben hatte Steve seiner Mutter nie, dass sie ihm seine heile Kinderwelt zerstört hatte. Oder zumindest das, was er dafür hielt, träumte er sich seine Vergangenheit in der Kernfamilie doch rückblickend heil. Er stand auf, sein Stuhl schabte quietschend über das dunkelblaue Linoleum. »Ich geh nach der Schule zu Papa. Der kommt wenigstens zu einer normalen Uhrzeit nach Hause ...«

Emma blickte ihrem Kind bedauernd nach in den breiter werdenden Rücken, irgendwie konnte sie sich noch nicht daran gewöhnen, dass ihr Baby jetzt schon fast ein Mann war. Und wie ein solcher wollte er die ungeteilte Aufmerksamkeit der bislang wichtigsten Frau in seinem Leben. Doch die konnte Emma ihrem Sohn nicht geben. Schließlich hatte sie es vor drei Jahren endlich in die kriminalpolizeiliche Einheit der irischen Polizei, der Garda Síochana,

geschafft. Im Local Detective Unit Sligo bearbeitete sie nun alles, was an schweren Verbrechen im County so anfiel.

Dieser Aufstieg ins Herz der lokalen Polizei hatte lange genug gedauert. Zwar war sie wie alle irischen Polizisten in die Polizeischule in Templemore gegangen und hatte ihr Geschäft von der Pike auf gelernt, dennoch begegneten ihr die Kollegen mit scheinbar unausrottbarem Misstrauen. Sie war und blieb »die Fremde«, weil sie zwar Kind irischer Eltern war, aber in den USA aufgewachsen. Erst mit knapp 20 kam sie mit dem in Sligo geborenen Paul nach Irland zurück. Den hatte sie im Irish Pub in der Maiden Lane in Downtown New York kennengelernt, wo sie freitags abends als Aushilfe kellnerte. Er stand hinter der Bar und war mit seinem breiten Akzent der Alibi-Ire in dem ansonsten rein amerikanisch geführten Laden. Doch selbst mehr als 15 Jahre in der alten Heimat zählten in den Augen ihrer Kollegen nicht viel. Wenn sie jemanden nicht von der Wiege her kannten, waren die Iren per se misstrauisch – besonders auf dem Land – und County Sligo war eine der am dünnsten besiedelten Ecken der Republik, ja Europas. Die meisten Kollegen fanden Emma »irgendwie amerikanisch«, was für viele einem Kapitalverbrechen gleichkam – und das, obwohl Emma inzwischen fast genauso breit Dialekt sprechen konnte wie der dickste Kartoffelbauer im Landkreis.

Nur weil an ihrer Leistung keiner vorbeikam, wurde sie widerwillig akzeptiert. Doch bei aller Eignung für ihren Job, für die meisten ihrer Kollegen blieb Emma schwer zu durchschauen. Dabei half ihr auch ihr Äußeres nicht: Sie war groß, mit langen Beinen und dunkelblonden Locken gesegnet und vor allem immer noch schlank, wo doch die meisten Irinnen um die 35 schon ziemliche Ringe unter

den Augen und um die Hüften hatten und das Haar kurz geschoren trugen. Doch dass sie besser aussah als die irische Durchschnittsfrau, ehrgeiziger war und es ganz offensichtlich nicht darauf anlegte, den Leuten zu gefallen, war nur das halbe Problem. Aus Sicht ihrer Kollegen und der Mehrheit der Menschen in Sligo gehörte sie als Protestantin der falschen Religion an – und hatte auch zu liberale Ansichten. Von ihrem Mann getrennt ... allein-erziehende Mutter ... Bei ordentlichen Iren in Sligo kam das gefälligst nicht vor.

Paul hingegen war trotz der Scheidung jedermanns bester Kumpel geblieben, und von seinen Sauforgien und Aggressionen während ihrer Ehe wollte keiner was hören. Schuld an der Trennung hatte angeblich nur Emma, sein ehrgeiziges, »amerikanisches« Weib, das sich obendrein nie im Gottesdienst blicken ließ. Paul übrigens auch nicht, aber bei ihm wurde das offenbar akzeptiert. Bis heute hatte Emma in Sligo nur eine Handvoll Freunde, doch in Pauls Saathandel plus Haushaltwarengeschäft an der Finisklin Road drängelten sich ständig Menschen, auch wenn viele nur kamen, um mit ihm ein Schwätzchen zu halten. Diesen Laden sperrte er regelmäßig um fünf Uhr zu und kehrte in seine Wohnung in der Nähe des Sligo General Hospital zurück, nicht weit von der Sligo Grammer School, auf die Stevie ging, während Emma oft bis nachts in der Wache an der Pearse Road saß und Berichte schrieb.

Es war also kaum verwunderlich, dass Stevie gerne den Spätnachmittag mit seinem jovialen Dad verbrachte ... Das klingelnde Telefon riss Emma aus ihren mütterlichen Selbstzweifeln. Auf dem Display stand »Nervensäge« – es war also James Quinn, ihr stets gut gelaunter Partner.

»Was gibt's?«, bellte sie in den Hörer.

»Auch dir einen guten Morgen, meine Liebe!« Emma sah sein breites Grinsen fast vor sich. Doch bevor sie weiterknurren konnte, kam schon wieder James' Stimme aus dem Hörer: »Fitzpatrick House in der John Street. Anruf von einer hysterischen Putzfrau. Ein Toter, behauptet sie.« Doch als Emma sich in Bewegung setzen wollte, meldete sich ihr Rücken. Langes Stehen vertrug der nicht, langes Sitzen übrigens auch nicht. Genaugenommen vertrug ihr Rücken gar nichts mehr. Also schluckte sie zwei Schmerztabletten auf nüchternen Magen, obwohl sie genau wusste, dass ihr das so gut bekam wie ein Tritt in den Bauch, und machte sich auf den Weg.

Als Emma in ihrem zerbeulten, himmelblauen Peugeot in der St. John Street vorfuhr, war die Spurensicherung bereits eingetroffen, und ihr Kompagnon James lehnte auch schon neben der Haustür und kaute auf einer nicht angezündeten Zigarette. Er war in allem das Gegenteil von Emma – klein, nervös mit schwarzen Locken und dunklen Augen und einem umwerfend frechen Grinsen. Zu allem Überfluss war er fast immer bester Laune, da konnte es in Sligo regnen, wie es wollte. Und natürlich war er katholisch.

Als Emma aus dem Wagen stieg, auf dem Rücksitz nach ihrem Schirm kramte und dann mit dem Öffnungsmechanismus kämpfte, sah sie aus dem Augenwinkel, wie er sich von der Wand abstieß, sich aufrichtete und auf sie zuschlenderte. Warum bloß sah der Kerl so verdammt gut aus? Ein Polizeibeamter hatte gefälligst keine Modelqualitäten zu haben!

»Das Scheißding klemmt schon wieder!«, knurrte Emma

und schüttelte ihren Schirm, als wollte sie ihn zur Aufgabe seines Widerstands zwingen und verhaften.

»Ach, Chefin, schon wieder bester Laune heute Morgen?«, flachste James. »Schlecht geschlafen?«

Emma, die James um einen halben Kopf überragte, richtete sich auf und guckte ihn wortlos an.

»Ist ja schon gut. Also – was haben wir hier?«, dabei nestelte er einen Block aus der Tasche seines abgewetzten dunkelblauen Blousons und beantwortete seine Frage selbst: »Reverend Dean Charles Fitzpatrick, einer der wichtigsten Protestanten im Lande. Nicht mehr jung und auch nicht hübsch, sieht aus wie erdrosselt.« Dann wechselte sein Ton vom Offiziellen zum Privaten, und grinsend deutete James mit der zerkaute Fluppe gen Himmel:

»Offenbar hat der Pfarrer einen Termin mit seinem Chef! Einer aus deinem Club, na, das wird lustig!«

»Ach, lass mich bloß mit Religion in Ruhe. Ich kann diese irische Obsession mit der Kirche nicht ausstehen!«

»Na ja, dir wird nichts anderes übrigbleiben, als dich genau damit zu beschäftigen. Der Tote war Dean of Elphin und Ardagh. Weißt du nicht, wer das ist? Du bist doch Protestantin – kennst du deine eigenen Leute nicht?« James blitzte schon wieder der Schalk aus den Augen, wusste er doch ganz genau, dass Emma lieber zum Zahnarzt ging als in den Gottesdienst.

»Was hast du gesagt, wie heißt der Mann?«

»Charles Fitzpatrick – genauso geschrieben wie das Haus hier.«

»Ach du meine Güte, ein Lokalmatador. Vermutlich ist die Bude sogar nach ihm benannt – oder nach seinen Ahnen«, sagte Emma und ließ ihren Blick über das stattliche Haus schweifen. Neben den schmalbrüstigen Nach-

barhäusern, die nur zwei Fenster und eine Tür breit die Straße säumten, wirkte das etwas von der Straße zurückgesetzte, sechs Fenster breite Fitzpatrick House geradezu adelig. Der Mittelteil präsentierte sich in schönem alt-irischen Stein, die beiden Seitenteile waren leuchtend ocker-gelb gestrichen. Was die Fitzpatricks wohl mit so vielen Räumen wollen?, fragte sich Emma, die wie die meisten Iren eher an kleine Cottages gewöhnt war. Laut sagte sie: »Na, dann wollen wir mal!«

Am Ende eines dunklen Ganges führte eine Eichentür in ein überraschend großes Studierzimmer. Das hätte ein schöner Raum sein können, wären die Möbel nicht so dunkel und schwer gewesen, fand Emma. Darunter befanden sich zwei tiefe Ledersessel, diese typisch englischen mit den Knöpfen im Leder, Chippendale oder so ähnlich. Beistelltische, Stehlampe. Zwei der vier Wände zierten Bücherregale bis unter die Decke, dazu verschiebbare Leitern, um bis nach ganz oben zu kommen. Insgesamt wirkte der Raum eher wie der eines englischen Gentleman Clubs und nicht wie das Büro eines irischen Missionars – wäre da nicht das schwere Kreuz an der dritten Wand gewesen. In der vierten befand sich die Tür. Insgesamt alles viel zu groß und zu teuer für das, was Fitzpatrick zu sein vorgab.

In einem der tiefen Ohrensessel, einer ziemlich abgeschabten Scheußlichkeit aus braunem Leder, saß ein älterer Mann. Die Zunge hing bläulich aus seinem Mund, die Brille war verrutscht, die Glupschaugen waren aus ihren Höhlen getreten, das immer noch dichte, rötlich-graue Haar war verstrubbelt. Seinen dicken Hals über dem noch dickeren Bauch zierte wie eine blaue Kette eine Art Blut-

erguss, ganz offenbar verursacht von einer Schnur oder einer Schlinge. Der Mann war offenbar garrottiert worden, erdrosselt. Wohl von hinten, denn sein Kopf lag nach hinten überstreckt auf dem Polster des Sessels, die Stehlampe daneben brannte noch, vermutlich schon seit gestern Abend. An der rechten Hand zierte ein Siegelring seinen wurstigen kleinen Finger. Auf dem Beistelltisch standen zwei Gläser mit Rotweindränern, die Flasche Bordeaux daneben war noch halbvoll. Emma fragte sich angesichts des Toten, der ganz in Schwarz gekleidet war wie ein bescheidener Pastor, wen der wohl so geärgert hatte, dass er so lange zuhalten konnte, bis es vorbei war?

Sie ließ die Situation auf sich wirken, da kam der Pathologe in dem typischen Ganzkörper-Schutzanzug der Kriminaltechniker aus der Kaffeepause zurück.

»Ah, Mrs Vaughan, guten Morgen.«

»Guten Morgen, Dr. McManus. Haben Sie schon was für mich?« McManus war ein schmales Männchen um die 50, der in seinem weißen Kittel noch zierlicher wirkte, als er ohnehin schon war.

»Sieht aus wie eine Strangulation. Viel mehr kann ich noch nicht sagen.«

»Todeszeitpunkt?«

»Genauer erst nach der Obduktion. Vermutlich zwischen 17.30 und 21 Uhr gestern Abend.« Dabei deutete er mit dem Kinn auf die angezündete Leselampe neben dem Sessel. »Muss zumindest schon Spätnachmittag gewesen sein, das Licht war schon eingeschaltet.«

Emma wandte sich mit einem knappen »Vielen Dank, Doc« an James:

»Einbruchsspuren?«

»Nein, die Spurensicherung hat nichts dergleichen ge-

funden. Das Opfer muss den oder die Angreifer selber ins Haus gelassen haben.«

»Soso. Und was ist das da?«

James' Augen folgten Emmas Blick zu dem Schreibtisch im Raum. Die Schubladen waren weit aufgezogen, überall lagen Papiere, Prospekte, Rechnungen, Stifte und Akten herum. »Das passt nicht recht zu der übrigen Ordnung im Zimmer, findest du nicht?«

»Der Schreibtisch ist offenbar durchsucht worden, ja. Wir wissen noch nicht, ob was fehlt.«

»Wer hat ihn denn gefunden?«, fragte Emma. »Und wo ist die Ehefrau? Der Mann war doch verheiratet.« James hatte den bescheiden-dünnen Goldreif an Fitzpatricks linkem Ringfinger offenbar noch gar nicht wahrgenommen.

»Gefunden hat ihn die Nachbarin, eine Mrs Greenbloom, die kommt offenbar regelmäßig ins Haus, um zu putzen.«

»Und wo steckt die Dame jetzt?«

»In der Küche.«

Als Emma und James in die Küche kamen, saß Mrs Greenbloom mit einer weiblichen Streifenpolizistin am Küchentisch und trank Tee.

»... musste ja so kommen«, hörte Emma Mrs Greenbloom gerade noch sagen, als sie angesichts der Garda in Zivil schnell verstummte. Die Beamtin in Uniform nickte in die Runde und zog sich zurück.

»Guten Morgen. Ich bin Inspector Emma Vaughan, und das ist mein Kollege Sergeant James Quinn. Was musste ja so kommen?« Mrs Greenblooms rosige Wangen wurden bei diesen Worten noch röter, bis sie fast zu den Röschen auf ihrer Kittelschürze passten. Sie war dick und so klein, dass ihre Füßchen fast nicht vom Stuhl auf den Küchen-

fußboden reichten, wie Emma auffiel. Einen schweren Kerl wie Fitzpatrick hatte die nicht erdrückt. Nicht mal von hinten.

»Ich komme zum Putzen, regelmäßig immer freitags, schon seitdem der Reverend und seine Frau von den Heiden zurück sind.«

»Von den Heiden?«, fragte Emma.

»Der Reverend war doch Missionar bei den Chinesen und so, bei den Heiden eben. Ist so vor zehn Jahren wieder nach Hause gekommen. Wichtiger Mann, der Reverend.«

»Und Sie haben ihn heute Morgen gefunden?«

»Ja, wie gesagt, ich bin zum Putzen rübergekommen, ich wohne doch nur ein paar Häuser weiter. Ich hab auch einen Schlüssel, der Reverend vertraut mir, er sagt immer: ›Liebe Mrs Greenbloom, Ihnen vertraue ich, Sie haben so ehrliche Augen.« ... Aber den Schlüssel hätt' ich ja gar nicht gebraucht, die Türe war offen heute Morgen.«

»Die Türe stand offen?«

»Nein, nicht so. Sie war zu. Aber abgeschlossen war sie nicht. Das ist ungewöhnlich, normalerweise schließt der Reverend abends immer alles ab, als würde er sich vor dem Teufel fürchten.« Mrs Greenbloom guckte wichtig in die Runde.

»Also, der Reihe nach«, mischte sich James nun ein, »wann genau sind Sie heute Morgen hierhergekommen? Und haben Sie irgendetwas angefasst?«

»Also so kurz vor sieben, die Fitzpatricks stehen früh auf, genau wie ich!«

»Apropos *die* Fitzpatricks – wo ist denn Mrs Fitzpatrick?«, wollte Emma wissen.

»Die ist in Belfast. Bei ihrer Schwester. Zum Einkaufen, glaube ich.«

Emma nickte James fast unmerklich zu, um ihm die Arbeitsanweisung zu kommunizieren: Treib die Lady auf! Bestell sie zum Interview!

James fuhr mit der Befragung fort: »Also, die Tür war nicht verschlossen, und dann sind Sie reingekommen.«

»Ja, ich hab nach dem Reverend gerufen, hab aber keine Antwort gekriegt. Dann bin ich in die Küche gegangen und hab wie immer den Kessel aufgesetzt. Der Mensch braucht ja erst mal eine Tasse Tee, bevor die Arbeit beginnen kann.«

»Und dann?«

»Da hab ich gemerkt, dass was nicht stimmt.«

»Aha«, sagte James und lächelte sein Verführerlächeln, worauf Mrs Greenbloom schon wieder ganz rosa anlief. Emma verdrehte innerlich nur die Augen, setzte James seine Grübchen doch ein wie eine Dienstwaffe, in voller Kenntnis ihrer Durchschlagskraft.

»Ja, der Reverend war ganz offensichtlich noch nicht auf. Denn sonst, wenn ich morgens komme, herrscht in der Küche schon Durcheinander. Kaffeekrümel und so. Der Reverend hat sich im Ausland das Kaffeetrinken angewöhnt, also ich weiß nicht, ich mag die dunkle Brühe ja nicht ...«

»Und dann?«, unterbrach Emma, die langsam ungeduldig wurde.

»Ja, dann bin ich nach oben ins Schlafzimmer, um zu gucken, ob mit dem Reverend alles in Ordnung ist. Hab geklopft, aber keiner hat geantwortet. Da hab ich die Klinke runtergedrückt und gesehen: Das Bett ist unberührt! Da hab ich erst gedacht, der ist bestimmt nebenan ...«

»Wie nebenan? Nebenan in einem anderen Zimmer?«

»Nein, nebenan bei Mrs Gory. Aber man soll ja als gute

Christin nichts Schlechtes sagen über Tote ... und schon gar nicht über den Reverend.« Mrs Greenbloom wurde diesmal blass:

»Aber sagen Sie bloß nichts zu Mrs Fitzpatrick, ja? Bitte, Mrs Vaughan.«

»Wer ist Mrs Gory?«, entgegnete Emma kühl.

»Das ist die Nachbarin auf der anderen Seite. Die ist nur halb so alt wie der Reverend. Und dauernd hier, besonders, wenn die Frau vom Reverend nicht da ist und ihr eigener Mann beim Arbeiten. Der hat einen Fahrdienst oder so was Ähnliches«, sprudelte es jetzt aus Mrs Greenblooms rosa Mündchen. »Der Reverend und die waren offenbar gut befreundet, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Emma hatte sich mittlerweile in ihr Schicksal als Ermittlerin ergeben und blieb geduldig:

»Nein, ich weiß nicht, was Sie meinen.« Diesmal rollte James mit den Augen.

»Als ich wieder runter bin, habe ich im Studierzimmer Licht gesehen, die Tür stand halb offen. Und da bin ich rein, und da waren zwei Weingläser auf dem Tisch und so. Ja, und da war der Reverend.« Nun fing Mrs Greenbloom an zu weinen.

»Warum meinen Sie, dass Mrs Gory hier war? Haben Sie etwas beobachtet, was dafür spricht?«

»Nein, ich mein ja bloß ... Die war doch dauernd hier.«

»Haben Sie außer dem Teegeschirr hier in der Küche heute Morgen sonst noch was angefasst?«, fragte James.

»Nur das Telefon, um die Garda anzurufen.«

»Meinste wirklich, das war eine frustrierte Geliebte oder ein gehörnter Ehemann?«, fragte James, als die beiden wieder draußen vor dem Haus im Regen standen. Die Luft

war so feucht, dass er Schwierigkeiten hatte, seine Zigarette anzuzünden. Der Himmel bestand aus grauen Schlieren, die aussahen wie die Ölflecken, die Emmas Auto auf allen Parkplätzen hinterließ. Emma nahm den Kampf mit dem widerspenstigen Regenschirm erst gar nicht wieder auf. Sollte es eben regnen.

»Der Alte war doch mindestens 70. In dem Alter noch eine Geliebte? Und dann als Pfarrer? Also, ich weiß nicht.«

»Fitzpatrick ist 75, sagt die Greenbloom. Bin mir nicht sicher, ob der Reverend den wütenden Ehemann einer Gespielin so ohne weiteres ins Haus gelassen hätte, wenn er ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber hatte. Die Tür war laut Greenbloom unverschlossen. Aber sonst hat er das Haus immer verriegelt wie das Goldlager in Fort Knox. Das macht mich sowieso nachdenklich. Hast du die Sicherheitsvorrichtungen an den Fenstern gesehen? Der Mann muss vor irgendetwas Angst gehabt haben«, sagte Emma.

James blickte zurück zum Haus und nickte nachdenklich. Da klingelte Emmas Mobiltelefon.

»Ja, Sir, sofort, kein Problem, Sir.«

James schien schon an Emmas Ton zu erkennen, dass der Chef, Superintendent Paul Murry, am Apparat war.

»Na, hat dich der Alte zum Rapport gebeten?«

»Ja«, sagte Emma kurz angebunden, steckte das Telefon weg und imitierte ihren Chef: »... wichtiger Mann in Sligo. Sensibler Fall. Kirche nicht verärgern ... Bla, bla, bla, kennst ihn ja!«

»Och nee, der Ärger könnte Murry beim Golfspielen stören. Oder vielleicht gehört ja ein Kumpel von Fitzpatrick zu seinem Club, oder die Köter kriegen Durchfall, wenn einer stirbt ...«

Emma wusste natürlich genau, was ihr Partner mein-

te. Murry spielte für sein Leben gerne Golf, und wenn er gerade nicht den Schläger schwang, beschäftigte er sich mit seinen Irish Corgis. Auch war er dem Whiskey nicht abgeneigt. Eigentlich ein genialer Ermittler mit einem Ruf wie Donnerhall in Phoenix Park, der Polizeizentrale in Dublin, hatte er sich doch mit Mitte 50 in seine alte Heimat Sligo versetzen lassen, um sich dort in Ruhe seinen Bällen, Hunden und Schnapsflaschen zu widmen. Jede Störung durch einen Kriminalfall nahm er als persönliche Beleidigung.

»Ich fahr ins Büro und halte Murry das Händchen«, sagte Emma. »Du gehst Mrs Gory besuchen und fragst sie nach dem lieben Charles. Wir werden auch ihre Fingerabdrücke brauchen und die ihres Mannes. Die von der Greenbloom sowieso. Wenn du damit fertig bist ...«

»... frag ich auch die anderen Nachbarn, ob sie was gesehen oder gehört haben. Na klar.«

»Genau. Und wenn du damit fertig bist, müssen wir die Dame des Hauses aufreiben. Mrs Fitzpatrick ist ja angeblich in Belfast. Shoppen mit ihrer Schwester.«

»Aye, aye, Chefin!«

Februar 2004

»Kaitlin!«, und dann wieder »Kaitlin!«. Catherine war gerade dabei, im Altenheim Oak Gardens in Manchester das Frühstück zu verteilen, als sie Margaret rufen hörte. Die meisten Alten hier waren dement und dämmerten nur vor sich hin – auch als Folge von all den Medikamenten. Die sollten den Alzheimerpatienten die Ängste nehmen, beraubten sie aber auch aller anderen Emotionen. Na, viel-

leicht ist das gut so, dachte Catherine wie so oft, wenn sie ihren Job mal wieder kaum ertragen konnte. Sie, die sich immer eine richtige Familie gewünscht hätte, konnte nicht verstehen, dass so viele Menschen ihre Angehörigen einfach irgendwo abgaben und sich dann nie mehr blicken ließen. Sie mochte sich nicht vorstellen, was in den Alten vor sich ging: Alleine in einer fremden Umgebung, die sie täglich neu erfahren müssen, weil ihr Kurzzeitgedächtnis aufgegeben hatte und sie sich nicht daran erinnern konnten, wo genau sie nun gerade waren. Dabei war Oak Gardens ein gutes Haus, spezialisiert auf Demenz und wirklich bemüht, den alten Herrschaften die letzten Jahre so angenehm wie irgend möglich zu machen. Dennoch ging Catherine der penetrante Geruch nach Essen, Raumdeodorant, Desinfektionsmitteln, Depressionen und Urin an ihrem Arbeitsplatz ziemlich auf die Nerven.

Sie drückte die Tür zu Margarets Zimmer auf, die winzig kleine alte Dame war immerhin ein Lichtblick. Sie war schon gewaschen und fertig angezogen und saß jetzt auf ihrem Bett, wie ein runzliges altes Püppchen. Auf ihrem Nachttisch standen die Fotos ihrer Enkel. Der Umgebung nach zu schließen, wuchs ein Mädchen in Alpennähe auf und zwei blonde Jungs offenbar in Australien – zumindest waren die Fotos in einem Streichelzoo mit Kängurus entstanden. Ein paar alte Bilder in Schwarz-Weiß stammten irgendwo vom Land und aus einer anderen Zeit. Margaret war zwar komplett verwirrt, aber wenigstens redete sie gelegentlich noch mit Catherine, auch wenn es oft nur dummes Zeug war.

»Guten Morgen, Margaret!«

»Kaitlin!«, schallte es sofort zurück. Kaitlin war gerade Margarets Lieblingswort, sie wiederholte es 100-mal am

Tag, wie sich das Hirn vieler Demenzkranker überhaupt bei gewissen Begriffen und Namen festzufahren schien. Der verrückte englische King George soll in seinen Anfällen von Wahnsinn immer »Pfau!« gerufen haben. »Pfau!« Seltsam war nur, dass Margaret immer dann Kaitlin sagte, wenn Catherine zu ihr kam, es war fast, als würde Margaret sie mit diesem Namen rufen. Margaret sah ihr erwartungsvoll ins Gesicht: »Ich will nach Hause, Kaitlin, nach The Manors. Nach The Manors, zu Mami.«

»Ja, Margaret, aber jetzt gibt es erst mal Frühstück.« Catherine stellte ihr Tablett auf Margarets Tisch. »Ich hab leckeren Tee für Sie und Toast mit Honig, das mögen Sie doch so gerne!« Jetzt musste sie die alte Dame nur erst einmal dazu kriegen, von ihrem überhohen Krankenhausbett herunterzusteigen und sich an den kleinen Tisch in ihrem Zimmer zu setzen. Endlich saßen sich die zwei gegenüber, und Catherine schenkte Margaret Tee ein, mit drei Stück Zucker, wie immer. Margaret war zusammengeschrumpft wie ein kleines Vögelchen und aß entsprechend wenig. Doch alles, was süß war, schien ihr nach wie vor Vergnügen zu bereiten. Als Catherine gerade den Honig auf den schon fast kalten Toast schmierte, hob Margaret ihr Händchen und fasste nach Catherines dickem, kupferrotem Zopf. Sie streichelte ihr das Haar und sagte fast zärtlich: »Ach, Kaitlin!«

März 2005

Emma hielt in jeder Hand einen Kaffeebecher und fragte sich, warum der Kaffee in allen Polizeistationen dieser Welt gleich mies war. Zumindest war er das auf allen Wachen,

in denen sie je gearbeitet hatte. Man trug perfekt normalen Kaffee und erstklassige Milch ins Büro, und dennoch kam, wie von böser Zauberhand regiert, regelmäßig diese fiese schwarze Brühe aus der Maschine. Musste am Wasser bei der Polizei liegen.

Auf dem Schild an der Tür ihres Chefs stand »Superintendent Paul Murr«. Das »y« von Murry hatte irgendein Witzbold schon vor Jahren abgekratzt.

»Sir, machen Sie doch bitte mal die Türe auf, ich hab die Hände voll«, rief Emma. »Sir!«

Da kam Emmas Kollege Patrick Sloan vorbei – katholisch bis in die Knochen und einer von Emmas Lieblingsfeinden. Klein, teigig, mit wässrigen blauen Augen, das farblose Haar vorne schon ganz dünn.

»Na, Frau Kollegin will sich wohl mit Kaffee beim Chef einschleimen? Wohl bekomm's!«

»Ach, Paddy, was ich selber denk und tu, trau ich allen anderen zu. Ich muss mich hier nicht einschleimen, meine Arbeit spricht für sich. Was du offenbar nicht von dir behaupten kannst. Ich bin einfach nur nett, aber das ist etwas, was du dir wohl nicht vorstellen kannst.«

Da ging ruckartig die Türe auf. Im zerkratzten Rahmen stand Murry, die Brille hoch auf die kahle Stirn geschoben, die spuckefarbenen Augen blinzelten kurzsichtig. »Was soll das denn hier? Eine Versammlung im Flur? Und was kann der Kollege Sloan sich nicht vorstellen?«

»Der kann sich gar nichts vorstellen«, sagte Emma und schob sich samt Kaffee an ihrem Chef vorbei in dessen Büro. »Ich soll Bericht erstatten in der Fitzpatrick-Angelegenheit und dachte, ich bring Ihnen einen Kaffee mit. Schmeckt zwar fürchterlich, aber immerhin ist er warm an diesem fiesen Morgen.«

Sloan zuckte mit den Schultern, sagte »Morgen, Chef« und zog von dannen, Murry schmiss die Tür ins Schloss.

»Na, Emma, dann legen Sie mal los. Was ist in Fitzpatrick House passiert?«

»Wieso heißt diese Hütte eigentlich Fitzpatrick House? Genauso wie der Tote übrigens.«

»Na, das ist kein Zufall, als Charles Fitzpatrick Dean in St. John's Cathedral wurde, hat er das halb verfallene Pfarrhaus wiederherstellen lassen. Das war ziemlich runtergekommen und musste entweder abgerissen oder renoviert werden. Er hat irgendwie das Geld dafür aufgetrieben, und zum Dank dafür hat es die Gemeinde in Fitzpatrick House umbenannt. Konnte ja keiner wissen, dass der sich das nach seiner Pensionierung als Alterssitz quasi unter den Nagel reißt. Keine Ahnung, wer das in der Church of Ireland genehmigt hat, der alte Fitzpatrick ist offenbar gut verdrahtet.« Murry nahm einen Schluck aus seinem Kaffeebecher und verzog das Gesicht.

»War gut verdrahtet, inzwischen hat er nur noch Spuren von einem Draht am Hals.«

»Na, Sie haben auch schon mal geschmackvoller gewitzelt, Frau Kollegin. Aber im Ernst: Erdrosselt?«

»Sieht so aus. Obduktion liegt noch nicht vor.«

»Und sonst?«

»Die Tür war nicht abgeschlossen, obwohl der Mann sonst sehr sicherheitsbewusst war, meinte die Putzfrau, die ihn gefunden hat. Und das stimmt, auch an allen Fenstern sind Schlösser. Der Schreibtisch wurde durchwühlt, aber was fehlt, wissen wir noch nicht. James versucht gerade, die Frau des Opfers aufzutreiben, die ist angeblich bei ihrer Schwester in Belfast zum Einkaufen. Die Putzfrau deutet an, dass Fitzpatrick ein Verhältnis mit der Nach-

barin hatte. Auch dem gehen wir nach, aber an ein Eifersuchtsdrama glaub ich eigentlich nicht.«

»Soso, das Fleisch vom alten Fitzpatrick war also schwach ...«

»So klingt es, aber ich bin mir noch nicht sicher, wo der Klatsch aufhört und die Realität anfängt.«

»Nun, kriegen Sie es raus. Dafür werden Sie ja bezahlt. Von der so genannten Freundin dringt übrigens gefälligst nichts an die Presse. Das wäre ein Fest für die Katholiken, wenn ein protestantischer Kirchenmann in Sligo die Hosen nicht anbehalten kann. Und dann dafür erschlagen wird. Einen Skandal kann ich nicht gebrauchen! Ansonsten will ich jederzeit im Bild sein, Fitzpatrick war schließlich kein Nobody in der Gemeinde. Morgen um elf treffen wir uns hier im Präsidium, dann will ich wissen, was los ist. Bringen Sie James mit!« Und nach einer winzigen Pause: »Ach ja, und nehmen Sie diesen Kaffee wieder mit, oder wollen Sie mich auch noch umbringen?«

Emma wanderte lustlos in ihr Büro zurück. Darin hatten kaum zwei Kopf an Kopf gestellte abgeschabte Schreibtische plus je ein Bürostuhl und auf jeder Seite ein Aktenschrank Platz. Als Besuchersessel fungierte ein alter wackeliger Drehstuhl, der schon zu Zeiten von Präsident Kennedys Ermordung als antik durchgegangen wäre und der bei jeder Bewegung gequält vor sich hin quietschte. Auf dem Fensterbrett stand eine halbtote Yuccapalme mit unklarer Diagnose: War sie so traurig, weil in Sligo einfach nie die Sonne schien? Das war James' Theorie, er stammte nämlich aus Kerry im Süden der Insel, wo es angeblich viel wärmer war – oder lag es daran, dass James sie viel zu viel goss, das war Emmas Meinung, die selbst nie

irgendwelche Pflanzen wässerte. Was vor allem daran lag, dass sie keine Pflanzen besaß. Lebendiges soll man nicht einsperren, fand sie, und dazu zählten aus ihrer Sicht auch Topfpflanzen. Grünzeug gehört nach draußen in die Wiese und soll sich selbst versorgen, war ihre Auffassung, dieses ganze Gemüse hatte im Haus einfach nichts zu suchen. Auf Emmas Seite war der Raum chaotisch. Die Schubladen des Aktenschanks standen offen, sie klemmten und gingen sowieso nicht mehr zu, weil zu viele Akten herausquollen. Ihr Schreibtisch war ein Verhau aus alten Zeitungen, Ausdrucken überfälliger, aber nur halb fertig geschriebener Berichte, dazwischen mehr oder weniger ausge-trunkene Kaffeebecher. Die Wand hinter ihr schmückten Kinderzeichnungen von Stevie. Die waren schon viele Jahre alt, aber Emma konnte sich nicht von ihnen trennen und schleppte sie von Büro zu Büro. Manche waren vom vielen Immer-wieder-neu-Aufhängen schon ganz ausgefranst an den Ecken.

Mit dem rechten Unterarm schob Emma achtlos die Papierstapel beiseite, um Platz für den jüngsten Kaffeebecher in ihrer Sammlung zu schaffen. Sie nestelte gerade nach zwei Tabletten, um dem konstanten Schmerz in ihrem Rücken endlich Paroli zu bieten, da klopfte es an die halboffene Tür. Hastig ließ sie die Medikamente im Papierchaos verschwinden. Es war Miles Munroe, ein kleiner spitznasiger Mann und Chef der Spurensicherung, den fast alle außer Emma nur die Laborratte nannten.

»Em, haste mal 'ne Minute?«

»Für dich immer, Miles. Komm rein! Gibt es schon was in der Fitzpatrick-Sache?«

»Nicht viel, fürchte ich.« Der Besucherstuhl quengelte vernehmlich, als Miles sich darauf niederließ.

»Oder nicht viel mehr, als du vor Ort sicher selber gesehen hast. Es gibt keine Einbruchsspuren, Fitzpatrick muss seinen Mörder selbst ins Haus gelassen haben. Im Büro sind Schreibtisch, Gläser, Weinflasche und Oberflächen offenbar abgewischt worden, wir haben bloß einen einzigen partiellen Fingerabdruck neben einer Steckdose gefunden. Den jagen wir jetzt durchs System, ob sich was ergibt. Und außerdem müssen wir ihn noch mit den Prints von der Putzfrau und ein paar Besuchern abgleichen, vielleicht stammt er ja auch von einem Familienmitglied oder so ...«

»James besorgt gerade die Fingerabdrücke von der Putzfrau und den Nachbarn. Für den Abgleich. Irgendwas Interessantes im Schreibtisch gefunden?«

»Nur den übliche Papierkram. Notizen, Briefe, Rechnungen und so weiter.«

Da klingelte Emmas Handy – Stevie. Weil der Junge sonst auf so viel verzichten musste, weil Emma ständig arbeitete, Wochenenddienste schob oder sonst wie Überstunden anhäufte, hatte sie es sich zur Gewohnheit gemacht, grundsätzlich dranzugehen, wenn Sohnmann was von ihr wollte.

»Miles, das ist mein Sohn, ich muss mal eben ...«

Als Emma das Gespräch mit Stevie beendete, war Miles schon wieder weg. Sie hatte ihn gar nicht gehen hören, trotz der Proteste des Besucherstuhls. Stevie wollte heute bei seinem Vater übernachten: »Du bist doch eh immer so lange im Büro.« Emma sah ihn förmlich vor sich, das Handy am Ohr, wie ihm das lange dunkle Haar ins Gesicht fiel. Es war Freitag, und Emma hatte eigentlich an einen gemütlichen Fernsehabend mit ihrem Sohn und an Pizza

vom Italiener gedacht. Dennoch hatte sie eingewilligt – so konnte sie länger im Büro bleiben und endlich ein paar dieser blöden Berichte fertig machen. Mit einer steilen Falte zwischen den Augen schaltete sie ihren Computer ein.

Emma blickte erst wieder auf, als James hereinpolterte. Seine Büroseite war aufgeräumt. Sogar das traurig-braune Linoleum auf dem Boden wirkte auf seiner Seite irgendwie sauberer und weniger alt als auf ihrer. Seine Papiere lagen ordentlich in rechteckigen Körben, die mit »Posteingang« und »Postausgang« beschriftet waren. Und seine Kaffeetassen landeten wie durch Magie jeden Abend in der Gemeinschaftsküche, wo die Putzkolonne sie abspülte.

»Na, hast du es gemütlich in deinem Chaos, Emma?« James ließ sich in seinen Stuhl fallen und knallte die Füße auf den Tisch. »Mann, das war vielleicht ein Tag.«

»Hast du diese Gory aufgetrieben? Fingerabdrücke genommen? Alles im Labor abgeliefert?«

»Aye, aye, Sir, die Laborratte ist schon dran.«

»Ach komm, der arme Miles. Nenn ihn nicht so ...«

»Wo der doch so ein spitzes Näschen hat und es auch noch überall reinsteckt, um herumzuznüffeln, nee, Laborratte ist genau der richtige Name für den.«

»Also los, erzähl!«

»Die Gory sagt, sie war gestern Abend die ganze Zeit zu Hause, hat ferngesehen, zusammen mit ihrem Gatten. Der kann das auch bestätigen, sagt sie, aber ihn habe ich noch nicht aufgetrieben. Da müssen wir heute Abend wohl noch mal hin.«

»Und Mrs Fitzpatrick?«

»Mit der habe ich auch noch nicht gesprochen, Handy hat die Dame nicht, neumodisches Zeug sei das, findet sie. Hat mir ihre Schwester erzählt, mit der hab ich nämlich

telefoniert. Hab aber noch nicht gesagt, worum es geht, dachte, wir reden erst mal mit der Missus.«

»Ja, und wo ist die Gute?«

»Im Zug, zurück nach Sligo.«

»Und weiß von nix?«

»Nö, woher auch?« James musste grinsen.

»Ach du meine Güte, die kannst du doch nicht einfach so nach Hause rennen lassen und dann steht sie da vor einem Polizeisiegel und kommt nicht in ihr eigenes Haus!«

»Wir können Sie ja vom Zug abholen«, sagt James und lächelte Emma an. »Er kommt um 16.10 Uhr an.«

»Na, dann mal los, das ist in 25 Minuten!«

Eigentlich hätte sie mal wieder sauer auf James und seinen nonchalanten Umgang mit der Situation sein müssen, aber im Grunde war Emma froh, dass sie den Computer wieder ausmachen konnte. Sie war ja schließlich nicht Polizistin geworden, um Aktendeckel zu füllen. Zumindest redete sie sich das ein. Faktisch war sie nämlich nie sauer auf James, dafür mochte sie ihn viel zu gerne. Denn immer, wenn es drauf ankam, stand der auch seinen Mann, was man von einigen anderen Kollegen wie Sloan nicht gerade behaupten konnte. Und Teamgeist war am Ende wichtiger als irgendwelche Vorschriften.

Emma fröstelte im Frühlingswind. Sligos Bahnhof war eine Symphonie in Grau: graues Steingebäude, graue Plattform, graue Schienenstränge, graues Licht. Von außen sah er so abweisend aus, dass viele Touristen es für das alte Gefängnis der Stadt hielten. Gleich wurde es schon wieder dunkel, aber wenigstens regnete es mal nicht. James wirkte von all dem ohnehin unbeteiligt. Er kaute schon wieder auf einer nicht angezündeten Zigarette.